

## "Licht der Welt": Johannes 8, 12-20

*Als Jesus ein andermal zu ihnen redete, sagte er: Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis umhergehen, sondern wird das Licht des Lebens haben. Da sagten die Pharisäer zu ihm: Du legst über dich selbst Zeugnis ab; dein Zeugnis ist nicht gültig. Jesus erwiderte ihnen: Auch wenn ich über mich selbst Zeugnis ablege, ist mein Zeugnis gültig. Denn ich weiß, woher ich gekommen bin und wohin ich gehe. Ihr aber wisst nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. Ihr urteilt, wie Menschen urteilen, ich urteile über keinen. Wenn ich aber urteile, ist mein Urteil gültig; denn ich urteile nicht allein, sondern ich und der Vater, der mich gesandt hat. Auch in eurem Gesetz heißt es: Erst das Zeugnis von zwei Menschen ist gültig. Ich bin es, der über mich Zeugnis ablegt, und auch der Vater, der mich gesandt hat, legt über mich Zeugnis ab. Da fragten sie ihn: Wo ist dein Vater? Jesus antwortete: Ihr kennt weder mich noch meinen Vater; würdet ihr mich kennen, dann würdet ihr auch meinen Vater kennen. Diese Worte sagte er, als er im Tempel bei der Schatzkammer lehrte. Aber niemand nahm ihn fest; denn seine Stunde war noch nicht gekommen.*

Ich erlaube mir, auch bei dieser Predigt wie letzte Woche bei dem anzusetzen, was in den letzten Tagen meine berufliche Tätigkeit ganz ausgefüllt hat und mich auch existenziell bewegt, nämlich die Begegnung mit Sterbenden und Verstorbenen, die Auseinandersetzung mit Sterben und Tod.

Monika Renz, Psychologin und bekannte Sterbeforscherin, hat mehrere Bücher über die Prozesse rund um das Lebensende geschrieben. Eines heisst „Zeugnisse Sterbender“. Darin beschreibt sie uns Menschen als Bürgerinnen und Bürger zweier Welten.

Wir leben einerseits in der Wirklichkeit hier auf Erden, die bestimmt ist durch Grenzen: Der Körper ist begrenzt durch die Haut, das Bewusstsein ist begrenzt in den Trennungen, die unsere Wirklichkeit konstituieren: zwischen ich und du, Mann und Frau, Leib und Seele usw.

Interessanterweise kommt Monika Renz als Psychologin in der Begegnung mit Sterbenden zu Einsichten, die eigentlich religiös sind: Es gibt eine Dimension, sagt sie, in der diese Grenzen aufgehoben sind. Sie zu beschreiben ist gar nicht so einfach: „Es git na Sachen änedraa“, sagte meine Grossmutter jeweils träf: „Es git na Sachen änedraa“ (J.P. Hebel). Da ist diese Hand, in der wir unbedingt geborgen, geliebt und gesegnet sind. Da ist dieses Licht, das die Mystiker als „überlichtes Licht“ beschreiben, um deutlich zu machen, dass es dem Licht der Sonne und der Kerzen irgendwie entspricht und doch ein ganz anderes ist. Man hört von Sterbenden, dass sie dieses „überlichte Licht“ schauen am Ende des Tunnels. Es ist dieses Licht, von dem Jesus Christus sagt: Ich bin es. Wer dieses Licht gesehen hat, dem scheint alles, was er hier unten erlebt, nicht mehr wirklich hell. Die Farben verblassen. Von den Angehörigen von Ernst Hablützel, von dem wir letzte Woche Abschied genommen haben, habe ich ein Gedicht erhalten, das ich dann bei der Abdankung vorgelesen habe. Es beschreibt diesen Zustand jenseits der Grenze als „Ende des Regenbogens“:

„Doch am Ende des Regenbogens,  
wenn wir aus unserer Seelenschlucht  
ins helle Licht hinaustreten,  
werden wir die Schönheit der Schöpfung erkennen.

Sonne, Mond und der Himmel sind ganz nah.  
So ist es, so war es und so wird es immer sein.  
Unser Blick war getrübt vom irdischen Schattendasein.“

Wir sind also Bürger zweier Welten. Dazwischen gibt es Übergänge, gleich dem Regenbogen, der Anfang und Ende verbindet. Das Erwachen am Morgen, das Einschlafen

am Abend sind wohl solche Reisen vom Diesseits ins Jenseits, vom Jenseits ins Diesseits. Kleine Reisen sind es zumindest, so wie der Schlaf der kleine Bruder des Todes genannt wird. Und entsprechend ist das Sterben eine grosse Reise.

Nun ist Monika Renz aufgefallen, dass Menschen, die sich auf diese Reise begeben, manchmal seltsame Dinge sagen, die zunächst unverständlich und wirr wirken. Ich selber habe kürzlich ein typisches Beispiel dafür erlebt, das ich hier mit dem Einverständnis der Angehörigen erzählen möchte. Emil Peter, von dem wir in der vorletzten Woche Abschied genommen haben, sagte in seiner letzten Lebensphase manchmal, bald werde er wieder ins Auto steigen und nach Österreich ins sein geliebtes Burgenland fahren. Es war beklemmend, das zu hören, weil man wusste, dass sich Emil Peters Lebenszeit dem Ende zuneigte. Doch glaube ich, es wäre ein Irrtum, einfach anzunehmen, Emil Peter habe nur noch wirr geredet oder an der Illusion festgehalten, es komme dann schon wieder gut. Was er da sagte, scheint mir vielmehr ein typisches Beispiel für diese Sprache des Übergangs zu sein, die symbolisch zu verstehen ist. Das Burgenland, dieser paradiesische Ort, beschreibt die andere Welt, das sagenhafte Drüben, die himmlische Heimat. Und die Autofahrt ist nichts anderes als die letzte Reise, die anzutreten der Sterbende sich bereitete.

Sprache des Übergangs – man muss diese Sprache lernen, um zu verstehen, was Sterbende sagen wollen: Das ist die Einsicht von Monika Renz. Und von da aus möchte ich nun die Brücke schlagen zu unserer Lesung aus dem Johannesevangelium. Auch diese wird besser verständlich, wenn wir sie in der „Sprache des Übergangs“ verstehen. Auf den berühmten Vers 12, wo Jesus Christus sagt: „Ich bin das Licht der Welt“, möchte ich später in der Predigt zu sprechen kommen. Besinnen wir uns zunächst auf jene Stelle, in der die Seltsamkeit des Gesprächs zwischen Jesus und den Pharisäern ihren Höhepunkt erreicht, die Verse 17 bis 19:

Dort sagt Jesus: „Auch in eurem Gesetz steht geschrieben, dass das Zeugnis zweier Menschen wahr ist. Ich bin es, der von mir zeugt, und es zeugt von mir der Vater, der mich gesandt hat. Sie sagten nun zu ihm: Wo ist dein Vater? Jesus antwortete: Ihr kennt weder mich noch meinen Vater; wenn ihr mich kenntet, würde ihr auch meinen Vater kennen.“

Wenn ich dieses Gespräch als einen normalen Wortwechsel zwischen erwachsenen Menschen hören würde, dann wäre das einzige, was ich daran vernünftig fände, die Frage der Pharisäer: „Wo ist dein Vater?“ Was Jesus sagt, käme mir komisch vor – es sei denn, ich verstehe es eben in der „Sprache des Übergangs“, in der eine andere Welt zum Ausdruck kommt.

Hier unten auf Erden gelten Gesetze – Gottseidank, muss man sagen. Ich bin froh, in einem Rechtsstaat leben zu dürfen, in dem nicht Willkür, Faustrecht und das Recht des Stärkeren regieren. In unserer Lesung bezieht sich Jesus auf das jüdische Gesetz, und auch dieses scheint mir ein vernünftiges zu sein: Um einen Tatbestand zu beweisen, bedarf es zweier Zeugen. Im Deuteronomium, dem 5. Buch Mose heisst es ergänzend dazu ausdrücklich: Ein Zeuge genügt nicht. Das ist gut so, muss man sagen, die Gefahr der Falschaussage wird dadurch eingeschränkt. Und es ist selbstverständlich, dass die beiden Zeugen unabhängige Menschen sein müssen – es wäre seltsam, wenn ich für mich selber als Zeuge auftreten könnte.

Und nun schauen wir, was Jesus sagt: Er nimmt Bezug auf dieses Gesetz, dass es zwei Zeugen braucht, um die Wahrheit einer Aussage zu bestätigen. Und dann behauptet er: Da sind zwei Zeugen, nämlich ich und mein Vater. Diese Aussage ist, juristisch gesehen, so absurd, dass sie eine Frechheit wäre, wenn man sie ernst nehmen würde. Wenn wir auf dieser weltlich-juristischen Ebene bleiben, dann kommen wir nicht weiter. Dann bleibt nichts anderes, als dass – wie die Pharisäer in unserer Lesung – Jesus als einen verwirrten Scharlatan abtun.

Wir müssen die Worte von Jesus in der Sprache des Übergangs verstehen, als verschlüsselte Aussage, um damit auf einen grünen Zweig zu kommen. Die Sprache des Übergangs nimmt Elemente und Erfahrungen aus dieser Welt auf und beschreibt damit symbolisch eine andere Welt. Emil Peter redete vom Burgenland und meinte den Himmel, das Paradies. Jesus Christus redet von dem Gesetz mit den zwei Zeugen, ein Gesetz aus unserer Welt, aus dem Strafrecht, wenn man so will – und meint eigentlich jene andere Welt, jene andere Dimension, in der er in der Einheit mit Gott existiert. In der Wahrheit nicht Sache von zwei Zeugen ist, sondern von der Verbindung mit der göttlichen Wirklichkeit.

Das ist die Richtung, in die das Johannesevangelium einen dauernd zieht durch all die komplizierten Reden und Streitgespräche hindurch: Es befreit uns aus dem engen Horizont, aus dem verkrümmten und verschlossenen Dasein. Es öffnet uns für eine Dimension, die viel grösser ist als wir selber, und bringt uns Gott, die letzte Wirklichkeit, nah.

Und nun also der berühmte Vers 12, der Anfang unserer Lesung: „Da redete Jesus wieder zu ihnen: Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis wandeln, sondern er wird das Licht des Lebens haben.“ Ich habe mich in der Predigt vor einer Woche mit der Frage nach dem Absolutheitsanspruch befasst, der in diesen Worten möglicherweise zum Ausdruck kommt, auch mit der Frage, was mit denen ist, die nicht an Jesus Christus glauben und ihm nicht nachfolgen. Ich möchte das an dieser Stelle nicht alles wiederholen, sondern eher thesehaft zusammenfassen:

1. Sich an Jesus Christus als dem Licht der Welt orientieren bedeutet nicht, andere Lichter zu bekämpfen – etwa Mohammed oder Buddha oder Amma oder wen immer. Es geht nicht um Kampf, sondern um Befreiung. Das Licht der Welt befreit aus dem Umherirren in der Finsternis von Sucht und Gier und Zwängen, von Machtgelüsten, blindem Konsum, masslosem Streben nach materieller Sicherheit. Aus all diesen Anhaftungen führt uns das Licht der Welt heraus, wenn wir uns an ihm orientieren.

2. Die Nachfolge Jesu Christi ist nichts Äusserliches. Jesus nachfolgen mag bedeuten, sich an ihm, seinem Leben und seiner Botschaft zu orientieren. Es bedeutet nicht, ihm hinterher zu laufen. In unserem Vers sagt Jesus: Ihr werdet das Licht des Lebens haben. An anderen Stellen im Johannesevangelium sagt er: Ihr bleibt in mir und ich in euch. Und schliesslich, an exponierter Stelle am Anfang der Bergpredigt, sagt Jesus sogar: „Ihr seid das Licht der Welt!“ Es geht also nicht darum, einem äusseren Licht hinterherzulaufen, sondern dieses Licht in mir und durch mich hindurch strahlen zu lassen.

Der Unterschied zwischen Jesus und mir ist kein absoluter, nur ein relativer. Er besteht darin, dass Jesus weiss, woher er gekommen ist und wohin er geht. So sagt er in unserer Lesung: „Ich weiss, woher ich gekommen bin und wohin ich gehe.“ Sein Kontakt zum Vater ist ein unmittelbarer, es besteht ein ständiges Fliessen zwischen ihm und der Gottheit. Diese Verbindung ist so nah, dass er sagen kann: Ich und der Vater sind eins, oder eben: Ich bin das Licht der Welt.

Bei uns, bei mir jedenfalls, ist dieser Kontakt wacklig. Manchmal, ziemlich oft, ist das Licht gedimmt oder gelöscht. Die Frage ist, wie man dieses Licht zum Leuchten bringt. Denn das ist der deutliche Auftrag von Jesus an uns: „Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die oben auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben. Man zündet auch nicht ein Licht an und stellt es unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter; dann leuchtet es allen im Haus. So soll euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ (Mt. 5, 14-16)

Es gibt auf diese Frage, wie man das Licht zum Leuchten bringt, wohl verschiedene Antworten. Ich möchte versuchen, eine Antwort zu geben, die zum heutigen Auftakt von Brot für alle passt. Ich hatte in meinem Leben bisher ein paar Mal Gelegenheit, mich in

Slums auf den Philippinen und in Brasilien aufzuhalten. Ich kam dabei in Kontakt mit ziemlich viel Elend, doch eben nicht nur. Ich kam auch in Kontakt mit viel Lebensmut, Kraft und Kreativität – etwa bei diesem Mann, dessen Namen ich nicht weiss, den alle nur den shoemaker, den Schuhmacher nennen. Über ihn habe ich im letzten Kirchenboten geschrieben. Der shoemaker lebt wie viele andere Menschen von einem Müllberg. Dort sucht er kaputte Schuhe, repariert sie zuhause vor seiner Hütte und verkauft sie dann wieder in der Stadt. Es ist eine wirklich heitere „Geschichte aus der Arbeitswelt“, wie dieser shoemaker auf seinem Velo ohne Bremsen und mit lauter Hupe durch die Strassen karrt.

Ich habe mich oft gefragt, woher diese Heiterkeit und Herzlichkeit kommt, mit der einem manche dieser Ärmsten begegnen – die Grosszügigkeit auch. Der shoemaker liess mich nicht ohne ein paar Schuhe aus seinem Sortiment ziehen, und dafür bezahlen durfte ich selbstverständlich nicht. Ich habe bisher nur diese Antwort gefunden: Die Lebensfreude kommt aus Gott selbst. Diese Menschen leben aus demselben Licht wie Jesus Christus – und wie wir. Nur dass der Kontakt offenbar etwas weniger verstellt, der Kanal etwas weniger verstopft ist. Die Menschen sind gottunmittelbar, gottdurchlässig – das macht ihre Heiterkeit aus mitten in einer Situation, die dafür eigentlich keinen Anlass gibt.

Kehren wir zum Schluss noch einmal zu unserer Lesung zurück, und zwar zum letzten Vers. Dort heisst es: „Diese Worte sprach er beim Opferstock.“ Der Satz ist rätselhaft, in der Forschung weiss man nicht so recht, was dieser Opferstock eigentlich soll. Doch soviel scheint mir klar zu sein: Nach all den subtilen, hochgeistigen Gedanken endet die Lesung ganz im irdisch-materiellen Bereich – an einem konkreten Ort, an dem es ausserdem ums Geld geht. Und ums Geld geht es auch bei der Brot für alle-Kampagne. Ich werde meine paar Franken heute nicht nur für die armen Afrikaner in den Kollektentopf legen, sondern auch für meine eigene Armut an Freude, Licht und Lebendigkeit. Man bekommt so viel zurück, wenn man sich öffnet für das Licht, das überall in der Welt leuchtet – etwa in dem Lied, das Susan Schell und Jutta Wurm einst auf den Philippinen gelernt haben. Sie singen es zunächst einmal einstimmig und einmal zweistimmig vor, und dann sind wir eingeladen, mit einzustimmen in das weltweite purihin ang Dios: gelobt sei Gott! Halleluja!

Sonntag, 25. Februar 2007  
Andreas Fischer